Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 45

Artikel: Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]
Autor: Zweig, Stefan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754330

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNGEDULD DES HERZENS

Roman von Stefan Zweig

Copyright by Verlag Allert de Lange, Amsterdam und Verlag Bermann-Fischer, Stockholm

4. Fortsetzung

Misanthropisch und schrullig seit dem Tod ihrer Kinder, ihres Mannes, lebte sie immer nur zwei oder drei Monate im Jahr in Kekesfalva, und kein Mensch kam ins Haus; die übrige Zeit kutschierte sie in der Welt herum, residierte herrschaftlich in Nizza und Montreux, zog sich an, zog sich aus, ließ sich frisieren, maniküren und schminken, las französische Romane, kaufte viele Kleider, ging von Laden zu Laden, handelte und schimpfte wie ein russisches Marktweib. Selbstverständlich hatte die einzige Person, die sie um sich duldete, ihre Gesellschafterin, kein leichtes Leben. Die arme, stille Person mußte tagtäglich drei widerliche raunzige Pinscher füttern, bürsten und ausführen, der alten Närrin Klavier vorspielen, Bücher vorlesen und sich ohne jeden Grund auf das wüsteste beschimpfen lassen; wenn die alte Dame — sie hatte diese Gewohnheit aus der Ukraine mitgebracht — manchmal ein paar Gläser Kognak oder Wodka zuviel getrunken hatte, mußte sie sich nach sicherem Vernehmen sogar Prügel gefallen lassen. An all den Luxusplätzen, in Nizza und Cannes, in Aix les Bains und Montreux kannte man die alte, massige Frau mit dem lackierten Mopsgesicht und dem gefärbten Haar, die, immer laut redend, ohne sich darum zu kümmern, ob ihr jemand zuhörte, mit den Kellnern randalierte, wie ein Feldwebel und impertinent die Leute angrimassierte, die ihr nicht gefielen. Ueberall folgte ihr wie ein Schatten bei diesen schrecklichen Promenaden — sie mußte immer hinter ihr gehen mit den Hunden, nie neben ihr — die Gesellschafterin, eine dünne, blasse, blonde Person mit verschreckten Augen, die sich, man sah es, unablässig der rüden Art ihrer Herrin schämte und gleichzeitig sich vor ihr wie vor dem leibhaftigen Teufel fürchtete.

Nun bekam in ihrem achtundsiebzigsten Jahr in eben demselben Hotel in Territet, wo die Kaiserin Elisabeth immer wohnte, die Fürstin Orosvár eine ausgiebige Lungenentzündung. Auf welche Weise diese Nachricht bis nach Ungarn gedrungen war, bleibt schleierhaft. Aber ohne jede Verabredung untereinander sausten die Verwandten herbei, besetzten das Hotel, bestürmten den Arzt um Nachrichten und warteten, warteten auf ihren Tod.

Aber Bosheit konserviert. Der alte Dragoner erholte sich, und an dem Tag, da sie hörten, daß die Genesene zum erstenmal in die Halle herunterkommen sollte, verzogen sich die ungeduldigen Verwandten. Nun hatte die Orosvár von dem allzu besorgten Eintreffen der Erben Wind bekommen; gehässig wie sie war, bestach sie zunächst einmal Kellner und Stubenmädchen, damit sie ihr jedes Wort, das ihre Verwandten gesprochen, hinterbrächten. Alles stimmte. Die voreiligen Erben hätten wie die Wölfe miteinander gestritten, wer Kekesfalva haben sollte und wer Orosvár und wer die Perlen und wer die ukrainischen Güter und wer das Palais in der Ofnerstraße. Das war der erste Schuß. Einen Monat später kam ein Brief von einem Escompteur namens Dessauer, aus Budapest, er könne seine Forderung an ihren Großneffen Deszö nicht länger prolongieren, außer wenn sie ihm schriftlich zusichere, daß er Miterbe sei. Das schlug dem Faß den Boden aus. Die Orosvár bestellte telegraphisch ihren eigenen Anwalt aus Budapest, verfaßte mit ihm ein neues Testament und zwar — Bosheit macht hellsichtig — in Gegenwart zweier Aerzte, die ausdrücklich bescheinigten, daß die Fürstin im vollen Besitz ihrer Geisteskräfte sei. Dieses Testament nahm der Anwalt nach Budapest mit; sechs Jahre blieb es in seiner Kanzlei noch versiegelt liegen, denn die alte Orosvár beeilte sich keineswegs mit dem Sterben. Als es endlich eröffnet werden konnte, gab es große Ueberraschung. Zur Universalerbin war die Gesellschafterin eingesetzt, ein Fräulein Annette Beate Dietzenhof aus Westfalen, deren Name damit zum erstenmal sämtlichen Verwandten fürchterlich in die Ohren dröhnte. Ihr fiel Kekesfalva zu, Orosvár, die Zuckerfabrik, das Gestüt, das Budapester Palais; nur die ukrainischen Güter und ihr Bargeld hatte die alte Fürstin ihrer Heimatstadt in der Ukraine zum Bau einer russischen Kirche vermacht. Von den Verwandten bekam nicht ein einziger einen Knopf; niederträchtigerweise war diese Uebergehung noch ausdrücklich im Testament festgelegt mit der Begründung: «weil sie meinen Tod nicht erwarten konnten.»

Das gab nun einen vollsaftigen Skandal. Die Verwandtschaft schrie Zeter und Mord, stürzte zu den Advokaten, und die machten die üblichen Einwendungen. Die Erblasserin sei nicht klaren Geistes gewesen, denn sie habe das Testament während einer schweren Krankheit verfaßt, sie sei überdies in einem pathologischen Hörigkeitsverhältnis zu ihrer Gesellschafterin gestanden; es bestehe kein Zweifel, daß diese listigerweise durch Suggestion den wahren Willen der Kranken vergewaltigt habe. Gleichzeitig versuchten sie die Geschichte zu einer nationalen Angelegenheit aufzubauschen; ungarische Güter, seit den Zeiten Arpads im Besitz der Orosvárs, sollten nun an Ausländer, an eine Preußin, und die andere Vermögenshälfte gar an die cyrillische Kirche fallen; ganz Budapest sprach von nichts anderem, die Zeitungen füllten damit ganze Spalten. Aber trotz all dem Getöse und Geschrei der Benachteiligten stand die Sache faul. In zwei Instanzen hatten die Erben bereits den Prozeß verloren; zu ihrem Pech lebten beide Aerzte in Territet noch und bestätigten neuerdings die seinerzeitige Vollsinnigkeit der Fürstin. Auch die andern Zeugen mußten im Kreuzverhör zugeben, die alte Fürstin sei in den letzten Jahren zwar schrullig, aber doch vollkommen klaren Sinnes gewesen. Alle Advokatentricks, alle Einschüchterungen hatten versagt, hundert zu eins war zu erwarten, daß die königliche Kurie die bisherigen Entscheidungen zugunsten der Dietzenhof nicht umstoßen werde.

Kanitz hatte natürlich den Prozeßbericht selbst gelesen, aber er lauschte scharf auf jedes Wort, weil ihn fremde Geldgeschäfte als Lernobjekte leidenschaftlich interessierten; außerdem kannte er das Gut Kekesfalva aus seiner Agentenzeit.

«Du kannst dir denken», erzählte inzwischen der kleine Schreiber weiter, «daß mein Chef in Saft kam, als er bei seiner Rückkehr sah, wie man die dumme Person übertölpelt hatte. Sie hatte bereits schriftlich auf Orosvár verzichtet, auf das Palais in der Ofnerstraße und sich mit dem Gut Kekesfalva und dem Gestüt abspeisen lassen. Natürlich war es die verdammte Pflicht meines Chefs, den Vergleich im Interesse der Erbin anzufechten. Aber die Bande wußte ihn richtig beim Schlafittchen zu packen — sie boten ihm hinterrücks sechzigtausend Kronen Anwaltshonorar, wenn er weiter nicht muh mache. Und da er ohnehin einen Zorn auf die dumme Person hatte, die sich eine runde Million in einer halben Stunde abschwatzen ließ, erklärte er den Vergleich für gültig und scheffelte sein Geld ein — sechzigtausend Kronen, was sagst du, dafür, daß er durch sein blödes Nach-Wien-fahren seiner Klientin die ganze Sache versaut hat! Ja, Glück muß man haben, den größten Lumpen schenkt's der Herr im Schlaf! Jetzt hat sie von dem ganzen Millionenerbe nichts als Kekesfalva, und das wird sie auch bald verwursteln, wie ich sie kenne: so ein saudummes Kalb!»

«Was wird sie denn damit anfangen?» fragte der andere.

«Verwursteln, sag ich dir! Sicher keinen Unsinn! Ich hab übrigens etwas läuten gehört, daß die Leute vom Zuckerkartell ihr die Fabrik abknöpfen wollen. Uebermorgen, glaub ich, kommt der Generaldirektor aus Budapest. Und das Gut will, glaube ich, ein gewisser Petrovic pachten, der dort Verwalter war, aber vielleicht übernehmen's auch die vom Zuckerkartell in eigene Regie. Geld haben sie genug, es soll ja eine französische Bank, — haben Sie's nicht in der Zeitung gelesen? — da eine Fusionierung vorbereiten mit der böhmischen Industrie . . .»

Damit begann das Gespräch ins Allgemeine abzuschwenken. Aber unser Kanitz hatte genug gehört, daß ihm die Ohren brannten. Wenige kannten Kekesfalva so gründlich wie er; schon vor zwanzig Jahren war er dort gewesen, um das Mobiliar zu versichern. Er kannte auch Petrovic, kannte ihn sogar sehr genau aus der Zeit seiner allerersten Geschäfte; jener bieder tuende Bursche hatte das dicke Geld, das er alljährlich bei der Gutsverwaltung in seine eigene Tasche steckte, durch seine Vermittlung immer bei Doktor Gollinger auf Hypotheken hinterlegt. Aber das Wichtigste für Kanitz war: er erinnerte sich ganz genau an den Schrank mit dem chinesischen Porzellan und an gewisse glasierte Plastiken und seidene Stickereien, die vom Großvater der Orosvár stammten, der russischer Gesandter in Peking gewesen war; schon zu Lebzeiten der Fürstin hatte er, der allein ihren immensen Wert kannte, sie für Rosenfeld in Chicago zu kaufen versucht. Es waren Stücke seltenster Art, vielleicht vier- bis fünftausend Pfund wert; die alte Orosvár hatte natürlich keine Ahnung, was für Preise man seit ein paar Jahrzehnten drüben in Amerika für Ostasiatica zahlte, aber sie hatte Kanitz grob abfahren lassen, sie gebe überhaupt nichts her, er solle sich zum Teufel scheren. Wenn diese Stücke noch vorhanden waren — Kanitz zitterte bei dem Gedanken — konnte man sie bei einer Besitzveränderung spottbillig herausholen. Am besten natürlich wäre, sich das Vorkaufsrecht für das ganze Inventar zu sichern.

Unser Kanitz tat, als ob er plötzlich erwachte — die drei Mitreisenden reden längst von anderen Dingen — er gähnte kunstvoll, streckte sich und zog die Uhr heraus: in einer halben Stunde mußte der Zug hier in Ihrer Garnisonsstation stoppen. Um zwei Uhr dreißig stieg er aus, fuhr in den «Roten Löwen», ließ sich ein Zimmer anweisen, und ich muß nicht betonen, daß er wie stets ein Feldherr vor einer unsicheren Schlacht sehr schlecht schlief. Um sieben Uhr — nur keinen Augenblick versäumen — stand er auf und stapfte durch die Allee, die wir eben gegangen sind, zu dem Schloße. Zuvorkommen, nur den andern zuvorkommen, dachte er. Alles erledigen, ehe die Aasgeier aus Budapest anfliegen!

Das Schloß hatte seit dem Tode der Fürstin nicht mehr viel Hauspersonal; so konnte Kanitz sich gemächlich anschleichen und alles betrachten. Ein schöner Besitz, denkt er sich, eigentlich famos im Stand, die Jalousien frisch gestrichen, die Mauern schön gefärbt, ein neuer Zaun — ja, ja, der Petrovic weiß, warum er soviel reparieren läßt, bei jeder Rechnung rutschen die Provisionen ihm dick in die Tasche. Aber wo steckt denn der Bursche?

(Fortsetzung Seite 1376)

Ungeduldig streicht Kanitz von einer Tür zur andern herum, ruft, klatscht in die Hände — niemand, niemand! Endlich, durch die kleine Seitentür sich anpirschend, erblickt er im Glashaus eine Weibsperson. Durch die Scheiben sieht er nur, daß sie Blumen begießt — endlich irgendjemand also, der Auskunft geben kann. Kanitz klopft grob an die Scheibe. «Hallo», ruft er hinein und klatscht in die Hände, um sich bemerkbar zu machen. Das weibliche Wesen, das sich drinnen mit den Blumen beschäftigt, schrickt auf, und es dauert eine Weile, ehe sie schüchtern, als hätte sie etwas angestellt, sich bis an die Tür wagt; eine blonde, unjunge schmale Frauensperson in einer einfachen dunklen Bluse mit vorgebundener Kattunschürze, steht sie jetzt zwischen den Pfosten, die Gartenschere noch halboffen in der Hand.

Etwas ungeduldig fährt Kanitz sie an: «Sie lassen einen aber lang warten! Wo steckt denn der Petrovic?»

«Wer bitte?» fragt das magere Mädchen mit bestürztem Blick; unwillkürlich tritt sie einen Schritt zurück und versteckt die Gartenschere hinter dem Rücken. «Wer?! Wieviel Petrovic gibt's denn hier? Den Petrovic mein ich — den Verwalter!»

«Ach, Verzeihung . . . der . . . der Herr Verwalter . . . ja . . . ich habe ihn selbst noch nicht gesehen . . . er ist, glaube ich, nach Wien gefahren . . . Aber die Frau hat gesagt, sie hofft, er kommt noch vor Abend zurück.»

«Dumm! Gerade heute muß der Kerl weg sein!» murrt er halblaut und wendet sich dann zu dem Mädchen. «Kann man inzwischen das Schloß besichtigen? Hat jemand die Schlüssel?»

«Ja, zum Teufel, die Schlüssel!» (Was wiegt sie sich so einfältig herum, denkt er. Wahrscheinlich hat sie Auftrag von Petrovic, niemanden heranzulassen. Na — höchstens wird man diesem ängstlichen Kalb ein Trinkgeld zustecken.) Kanitz macht sich sofort jovial und redet bäurisch-wienerisch:

«No, ham's doch kane solche Angst! Ich werd Ihna g'wiss nix wegtragen. Ich will's mir doch nur anschau'n. No, wie steht's — haben's die Schlüssel oder nicht?»

«Die Schlüssel . . . natürlich habe ich die Schlüssel», stammelt sie, « . . . aber . . . ich weiß nicht, wann der Herr Verwalter . . .»

«Ich hab Ihnen schon g'sagt, ich brauch Ihren Petrovic nicht dazu. Also keine langen Faxen. Kennen's sich aus im Haus?»

Die Ungeschickte wird noch verlegener. «Ich glaube schon . . . einigermaßen kenne ich mich schon aus . . .»

Ein Trottel, denkt sich Kanitz. Was für ein elendes Personal dieser Petrovic anstellt! Und laut kommandiert er: «Jetzt aber los, ich hab nicht viel Zeit.»

Er geht voraus, und wirklich, sie folgt, unruhig und bescheiden. Bei der Eingangstür zögert sie neuerdings.

«Himmelhergott, schließen Sie schon einmal auf!» Warum tut die Person so dumm, so verlegen, ärgert sich Kanitz. Während sie aus ihrer mageren, abgeschabten Ledertasche die Schlüssel hervorholt, erkundigt er sich noch einmal, zu Vorsicht:

«Was machen's denn eigentlich sonst hier im Haus?»

Die Verschüchterte bleibt stehen und errötet. «Ich bin . . .», setzt sie an und verbessert sich sofort, « . . . ich war . . . ich war die Gesellschafterin der Frau Fürstin.»

Nun stockt unserem Kanitz der Atem (und ich schwöre Ihnen, es war schwer, einen Mann seines Kalibers aus der Fassung zu bringen). Unwillkürlich tritt er einen Schritt zurück.

«Sie sind . . . doch nicht Fräulein Dietzenhof?»

«Doch», antwortet sie ganz erschreckt, als hätte man sie eines Vergehens beschuldigt.

Kanitz hatte eines bisher nie im Leben gekannt: Verlegenheit. Aber in dieser einen Sekunde wurde er höllisch verlegen, als er mit blinder Stirn gegen das sagenhafte Fräulein Dietzenhof, die Erbin von Kekesfalva, anrannte. Sofort schaltete er im Ton um.

«Pardon», stammelt er ganz betroffen und nimmt den Hut eiligst ab. «Pardon, gnädiges Fräulein . . . Aber niemand hat mich verständigt, daß gnädiges Fräulein schon eingetroffen seien . . . Ich hatte keine Ahnung . . . Bitte entschuldigen Sie . . . ich war nur gekommen, um . . .» Er stockt, denn jetzt gilt es, etwas Plausibles zu erfinden.

«Es war nur wegen der Versicherung . . . ich bin nämlich schon vor Jahren mehrmals hier gewesen zu Lebzeiten der verewigten Frau Fürstin. Leider bot sich damals keine Gelegenheit, Ihnen, gnädiges Fräulein, zu begegnen . . . Nur darum, nur wegen der Versicherung . . . nur um nachzusehen, ob der ganze Fundus noch intakt ist . . . Wir sind ja verpflichtet dazu. Aber das hat schließlich keine Eile.»

«Oh, bitte, bitte . . .», sagt sie ängstlich. «Ich kenne mich freilich in solchen Dingen nicht aus. Sie besprechen das vielleicht besser mit Herrn Petrovic.»

«Gewiß, gewiß», erwiderte unser Kanitz, er hatte noch immer seine Geistesgegenwart nicht ganz parat. « . . . Ich werde natürlich auf Herrn Petrovic warten.» «Aber vielleicht könnte ich, wenn es Ihnen keine Mühe macht, rasch das Schloß in Augenschein nehmen, dann wäre doch alles im Flug erledigt. Es hat sich wohl am Inventar nichts verändert.»

«Nein, nein», sagt sie hastig, «gar nichts hat sich verändert. Wenn Sie sich überzeugen wollen . . .»

«Zu gütig, gnädiges Fräulein», verbeugt sich Kanitz, und beide treten ein.

Sein erster Blick im Salon gilt den vier Guardis, die Sie ja kennen, und nebenan, in Ediths Boudoir, dem Glasschrank mit dem chinesischen Porzellan, den Tapisserien und kleinen Plastiken aus Jade. Erleichterung! — alles ist noch da. Fräulein Dietzenhof, offenbar aus Verlegenheit, den fremden Herrn bei seinem nervösen Herumblicken zu stören, öffnet unterdes die verschlossenen Jalousien, Licht flutet herein, man sieht durch die hohen Glastüren weit in den Park hinaus. Konversation machen, denkt sich Kanitz. Sie nicht auslassen! Sich mit ihr anfreunden!

«Schön ist dieser Blick in den Park», beginnt er mit tiefem Atemzug. «Wunderbar hier zu wohnen.»

«Ja, sehr schön», bestätigt sie gehorsam, aber die Zustimmung klingt nicht ganz echt. Kanitz spürt sofort, die Verschüchterte hat es verlernt, offen zu widersprechen, und erst nach einer Weile fügt sie berichtigend bei:

«Freilich, die Frau Fürstin hat sich hier nie recht wohlgefühlt. Sie sagte immer, das flache Land mache sie melancholisch. Sie hat eigentlich immer nur die Berge gerngehabt und das Meer. Die Gegend hier war ihr zu einsam, und die Menschen . . .»

Sie stockt schon wieder. Doch — Konversation machen, Konversation machen, erinnert sich Kanitz. Kontakt mit ihr halten!

«Aber Sie werden hoffentlich jetzt bei uns bleiben, gnädiges Fräulein?»

«Ich? — sie hebt unwillkürlich die Hände, als wenn sie etwas Unerwünschtes wegstoßen wollte. «Ich? . . . Nein! O nein! Was soll ich denn hier allein in dem großen Haus? . . . Nein, nein, ich fahre gleich weg, sobald alles geordnet ist.»

Kanitz schielt sie vorsichtig von der Seite an. Wie schmal sie in dem großen Raum steht, die arme Besitzerin! Etwas zu blaß ist sie und zu verschüchtert, sonst könnte man sie beinahe noch hübsch nennen; wie eine verregnete Landschaft wirkt dies länglichschmale Gesicht mit den verhängten Lidern, die Augen scheinen von einem zarten Kornblumenblau, weiche und warme Augen, aber sie wagen nicht herzhaft zu strahlen, scheu ducken sie sich immer wieder hinter die Lider zurück.

«Aber was soll dann aus dem schönen Besitz werden? So etwas braucht eine Führung, eine straffe Führung!»

«Ich weiß nicht, ich weiß nicht.» Sie sagt es ganz nervös, Unruhe rinnt durch ihren zarten Leib, und in dieser einen Sekunde begreift Kanitz, daß die seit Jahren Unselbständige nie Mut zu einer selbständigen Entschließung haben wird und daß sie eher erschrocken als erfreut ist über die Erbschaft, die nun als ein Sack Sorge auf ihren schmalen Schultern lastet. Blitzschnell überlegt er. Er hat nicht umsonst in diesen zwanzig Jahren kaufen und verkaufen, aufdrängen und abdrängen gelernt. Dem Käufer muß man zureden, dem Verkäufer abreden: erstes Gesetz der Agenten, und sofort zieht er das Abrederegister seiner Orgel. Ihr die Sache «miesmachen», denkt er sich. Am Ende kann man ihr das Ganze auf einen Hieb abpachten und Petrovic zuvorkommen; vielleicht war es ein Glück, daß dieser Bursche gerade heute in Wien steckt. Unverzüglich nimmt er eine bedauernd teilnahmsvolle Miene an.

«Ja, Sie haben recht! Ein großer Besitz ist immer auch eine große Plage. Man kommt da nie zur Rast. Täglich muß man sich mit den Verwaltern und dem Hauspersonal und den Nachbarn herumschlagen, und dann erst die Steuern und Anwälte! Nur Feinde hat man um sich, so gut man's auch mit jedem meint. Es hilft nichts — wo sie Geld spüren, wird jeder zum Dieb. Leider, leider, Sie haben schon recht; für einen solchen Besitz muß man eine eiserne Hand haben, sonst kommt man nicht durch. Dazu muß man geboren sein, und auch dann bleibt's noch ein ewiger Kampf.»

«Ach ja», atmet sie tief auf. Man sieht, daß sie sich an etwas Grauenhaftes erinnert. «Schrecklich, schrecklich sind die Menschen, wenn es ums Geld geht! Ich habe das nie gewußt.»

Die Menschen? Was gehen Kanitz die Menschen an? Was kümmert's ihn, ob sie gut sind oder schlecht? Abpachten den Gutshof und möglichst rasch und möglichst vorteilhaft! Er hört zu und nickt höflich, und während er zuhört und antwortet, rechnet er zugleich in einer anderen Ecke seines Gehirns: wie kann man die Sache am geschwindesten deichseln? Während sein Hirn mit allen Fibern und Nerven arbeitet, plaudern die Lippen scheinbar anteilnehmend weiter.

«Aber das Schrecklichste sind die Prozesse; da hilft kein Friedlichsein, man kommt aus den ewigen Streitereien nie heraus. Das hat mich auch immer abgeschreckt, irgend einen Besitz zu kaufen. Immer Prozesse, immer Advokaten, immer Verhandlungen und Tagsatzungen und Skandale . . . aber dazu gehören Strickleitern von Nerven und eine eiserne Faust.

Sie hört ihm zu, gesenkten Hauptes. Mit einemmal hebt sie den Kopf; ein schwerer Seufzer bricht ihr aus innerster Brust: «Ja . . . wenn ich es nur verkaufen könnte!»

Doktor Condor hielt plötzlich inne. «Ich muß hier unterbrechen, Herr Leutnant, um Ihnen klarzumachen, was jener knappe Satz im Leben unseres Freundes bedeutete. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Kekesfalva mir diese Geschichte in der schwersten Nacht seines Lebens erzählte, in der seine Frau starb, in einem jener Augenblicke, also, wie sie jeder Mensch vielleicht nur zwei- oder dreimal in seinem Leben durchmacht — einem jener Augenblicke, da auch der Hinterhältigste das Bedürfnis fühlt, vor einem andern Menschen ganz wahr und nackt wie vor Gott zu stehen. Ich seh ihn noch deutlich vor mir, wir saßen unten im Wartezimmer des Sanatoriums. Er war ganz nah an mich herangerückt und erzählte leise, heftig und aufgeregt in einem Fluß. Ich spürte, er wollte durch dieses unablässige Erzählen vergessen, daß seine Frau oben starb, er betäubte sich selbst mit diesem pausenlosen Weiter und Weiter. Aber bei dieser Stelle seines Berichts, da Fräulein Dietzenhof zu ihm sagte: «Wenn ich es nur verkaufen könnte!», hielt er plötzlich inne. Denken Sie, Herr Leutnant — noch fünfzehn oder sechzehn Jahre später erregte ihn dieser Augenblick, da das ahnungslose alternde Mädchen ihm so impulsiv gestand, daß sie nur rasch, rasch, rasch Kekesfalva verkaufen wollte, derart unheimlich, daß er ganz blaß wurde. Zweimal, dreimal wiederholte er mir den Satz und wahrscheinlich mit genau derselben Betonung: «Wenn ich es nur verkaufen könnte!» Denn jener Leopold Kanitz von damals hatte mit seiner rapiden Aperceptionsfähigkeit sofort begriffen, daß das große Geschäft seines Lebens ihm geradezu in die Hand fiel und er nichts zu tun brauchte, als zuzugreifen, daß er diesen herrlichen Besitz selbst kaufen könnte, statt ihn bloß zu pachten. Und während er unter gleichmütigem Geplauder sein Erschrecken verbarg, jagten innerlich die Gedanken. Und mit jener geheimnisvollen Doppelschichtigkeit, die unserem Intellekt in manchen gespannten Sekunden gegeben ist, dachte er gleichzeitig für sich, nur für sich, und sprach gleichzeitig mit berechnender Langsamkeit zu ihr im andern, im Gegensinne:

«Verkaufen . . . ja natürlich, gnädiges Fräulein, verkaufen kann man immer und alles . . . verkaufen ist an sich leicht . . . aber gut verkaufen, das ist die Kunst . . . Gut verkaufen, darauf kommt es an! Jemand Ehrlichen zu finden, jemanden, der schon das Land kennt, den Boden und die Leute . . . jemanden, der Beziehungen hat, gottbehüte nicht einen von diesen Advokaten, die einen doch nur unnütz in Prozesse hetzen wollen . . . und dann — sehr wichtig gerade in diesem Fall: bar verkaufen. (Und dabei rechnete er gleichzeitig: bis viermalhunderttausend Kronen kann ich gehen, bis vierhundertfünfzigtausend höchstens, es sind schließlich die Bilder dabei, die auch ihre fünfzigtausend, vielleicht hunderttausend wert sind, das Haus, das Gestüt . . . man müßte nur nachsehen, ob die Sache belastet ist, und herauskriegen aus ihr, ob schon vor mir jemand ein Angebot gemacht hat . . .) Und plötzlich gab er sich den inneren Stoß:

«Haben Sie schon, gnädiges Fräulein — verzeihen Sie, daß ich so indiskret frage — haben Sie eine ungefähre Vorstellung des Preises? Ich meine, haben Sie schon irgend eine bestimmte Ziffer in Aussicht genommen?»

«Nein», antwortete sie ganz ratlos und sah ihn mit bestürzten Augen an.

Oh, weh! Schlecht! — dachte Kanitz. Ganz schlecht! Mit denen, die keinen Preis nennen, verhandelt man immer am schwersten.

«Aber eine ungefähre Vorstellung werden Sie sich wohl gemacht haben, gnädiges Fräulein . . . man müßte schließlich auch wissen, ob und wieviel Hypotheken auf dem Besitz liegen . . .»

«Hypo . . . Hypotheken?» wiederholte sie. Kanitz merkte sofort, sie hörte das Wort zum erstenmal im Leben. «Ich meine . . . es muß doch irgend eine beiläufige Schätzung vorliegen . . . schon im Hinblick auf die Erbgebühren . . . Hat Ihnen Ihr Anwalt — verzeihen Sie, daß ich vielleicht zudringlich scheine, aber ich möchte Sie doch ehrlich beraten — hat Ihnen Ihr Anwalt gar keine Ziffern genannt?»

«Der Anwalt?» — sie schien sich dumpf an etwas zu erinnern. «Ja, ja . . . warten Sie . . ., ja etwas hat mir der Anwalt geschrieben, irgend etwas wegen einer Schätzung . . . ja, Sie haben recht, wegen der Steuern, aber . . . aber das war alles ungarisch abgefaßt und ich kann nicht ungarisch. Richtig, ich erinnere mich schon, mein Anwalt schrieb, ich solle mir's übersetzen lassen, und mein Gott, dies hab ich in dem Trubel ganz vergessen. In meiner Tasche muß ich drüben noch die ganzen Schriften haben . . . drüben . . . ich wohne ja im Verwaltungsgebäude, ich kann doch nicht im Zimmer schlafen, wo die Frau Fürstin gewohnt hat . . . Aber wenn Sie wirklich so gütig sein wollen, mit hinüberzukommen, zeige ich Ihnen das alles . . . das heißt . . .» — sie stockte plötzlich — «das heißt, wenn ich Sie nicht zu sehr bemühe mit meinen Angelegenheiten . . .»

Kanitz zitterte vor Erregung. Das alles lief ihm mit einer Geschwindigkeit entgegen, wie man sie nur in Träumen kennt — sie selbst wollte ihm die Akten, die Schätzungen zeigen; damit hatte er endgültig die Vorhand. Demütig verbeugte er sich.

«Aber, verehrtes Fräulein, es ist mir doch nur eine Freude, Sie ein bißchen beraten zu können. Und ich darf ohne Uebertreibung sagen, in diesen Dingen etwas Erfahrung zu besitzen. Die Frau Fürstin — (hier log er entschlossen) — hat sich immer an mich gewendet, wenn sie eine finanzielle Auskunft brauchte, sie wußte, daß ich persönlich kein anderes Interesse kannte, als sie auf das beste zu beraten . . .»

Sie gingen hinüber ins Verwalterhaus. Tatsächlich, alle Papiere des Prozesses lagen noch wirr zusammen-

Die Zürcher Quaibrücke wird erweitert. Weithin hörbar rammt der Dampfhammer mächtige Pfähle in den Seegrund. Ein ganzer Wald wird hier in den Boden getrieben, 200 Stämme, die 18 bis 24 Meter lang sind. Das wuchtige Tun des Hammers zieht täglich viele Leute an. Unter ihnen stand auch ein Dichter. Er schrieb das untenstehende Gedicht. Photo Hans Staub

RAMMER IM SEE

Wer klettert die schmale Leiter
hinauf in den blanken Schein,
als ritte von unten ein Reiter
in den hohen Himmel hinein?

Wer kettet mit klirren Ringen
den Stamm, der im Winde stand
und steht ob den kleineren Dingen
und sieht in das größere Land?

Jetzt greift die Faust ins Gestänge.
Wie Eisen vom Himmel fällt,
jagt Eisen um noch eine Länge
den Baum in die Rinde der Welt.

Vom Grund hat er sich gehoben;
zum Grunde kehrt er nun heim
und wächst, statt von unten nach oben,
ins Moos, in die Algen hinein.

Das feste Land aber bietet
sich näher den Sternen an,
denn Himmel zu Erde vernietet
am Rammer der kletternde Mann.

ALBERT EHRISMANN

gestopft in der Aktentasche, die ganzen Korrespondenzen mit ihrem Advokaten, die Gebührenvorschreibungen, die Kopie des Vergleiches. Nervös blätterte sie die Dokumente durch, und Kanitz, der ihr schweratmend zusah, zitterten dabei die Hände. Endlich faltete sie ein Blatt auf.

«Ich glaube, das wird wohl jener Brief sein.»

Kanitz nahm das Blatt, dem eine ungarische Beilage angeheftet war. Es war ein kurzes Schreiben des Wiener Anwalts: «Wie mir mein ungarischer Kollege eben mitteilt, ist es ihm gelungen, auf Grund seiner Beziehungen eine ganz besonders niedrige Einschätzung der Verlassenschaft im Hinblick auf die Erbsteuer zu erzielen. Meiner Meinung nach entspricht dieser eingesetzte Schätzwert etwa einem Drittel, bei manchen Objekten sogar nur einem Viertel des wirklichen Werts... Mit zitternden Händen nahm Kanitz die Schätzungsliste an sich. Ihn interessierte nur eines daran: das Gut Kekesfalva. Es war auf hundertneunzigtausend Kronen geschätzt.

Kanitz wurde blaß. Genau so hoch hatte er seinerseits kalkuliert, genau das Dreifache dieser künstlich herabgedrückten Schätzung, also sechshunderttausend bis siebenhunderttausend Kronen, und dabei hatte der Anwalt doch gar keine Ahnung von den chinesischen Vasen. Wie viel ihr jetzt bieten? Die Ziffern zuckten und schwirrten ihm vor den Augen.

Aber ganz ängstlich fragte die Stimme neben ihm: «Ist es das richtige Papier? Können Sie es verstehen?»

«Selbstverständlich», schreckte Kanitz auf. «— Gewiß, also . . . der Anwalt verständigt Sie . . . der Schätzwert für Kekesfalva betrage hundertneunzigtausend Kronen. Das ist natürlich nur der Schätzwert.»

«Der . . . Schätzwert? . . . Verzeihen Sie . . . aber was versteht man unter dem Schätzwert?»

Jetzt galt es, die Volte zu schlagen, jetzt oder nie! Kanitz rang gewaltsam den Atem nieder. «Der Schätzwert . . . ja, der Schätzwert, mit dem . . . mit dem ist es immer eine ungewisse . . . eine sehr dubiose Sache . . . denn . . . denn . . . der amtliche Schätzwert entspricht nie völlig dem Verkaufswert. Man kann nie darauf rechnen, das heißt, bestimmt darauf rechnen, den ganzen Schätzwert zu erzielen . . . in manchen Fällen natürlich kann man ihn erzielen, in manchen sogar noch mehr . . . aber doch nur unter gewissen Umständen . . . es ist immer eine Art Glücksspiel . . . Der Schätzwert bedeutet schließlich nichts als einen Anhaltspunkt, natürlich einen ganz vagen . . . zum Beispiel . . . man kann zum Beispiel annehmen» — Kanitz zitterte: nicht zu wenig jetzt und nicht zu viel! — «wenn ein Objekt wie dieses hier amtlich auf hundertneunzigtausend Kronen geschätzt ist . . . dann kann, man immerhin annehmen, daß . . . daß . . . daß im Verkaufsfall hundertfünfzigtausend jedenfalls zu erzielen sind, jedenfalls! Damit kann man auf jeden Fall rechnen.» «Wieviel, meinen Sie?»

Kanitz dröhnten die Ohren von plötzlich aufpochendem Blut. Merkwürdig heftig hatte sie sich ihm zugewandt und gefragt wie jemand, der seinen Zorn nur noch mit letzter Kraft bändigt. Hatte sie das lügnerische Spiel durchschaut? Ob ich nicht noch rasch höher gehe um fünfzigtausend Kronen? Aber innen sprach eine Stimme: Versuch's! Und er setzte alles auf eine Karte. Er sagte, obwohl seine Pulse wie Paukenschläge ihm an die Schläfen dröhnten, mit bescheidenem Ausdruck:

«Ja, das würde ich mir jedenfalls zumuten. Hundertfünfzigtausend Kronen, glaube ich, könnte man dafür unbedingt erzielen.»

Aber in diesem Augenblick stockte ihm schon das Herz, und der Puls, der eben noch dröhnende, setzte völlig aus. Denn mit ehrlichster Verwunderung hatte die Ahnungslose neben ihm aufgestaunt:

«So viel? Glauben Sie wirklich . . . so viel? . . .»

Und Kanitz brauchte einige Zeit, um wieder seine Fassung zu finden. Hart mußte er den Atem zügeln, ehe er mit dem Ton biedermännischester Ueberzeugung erwidern konnte: «Ja, gnädiges Fräulein, dafür kann ich mich so gut wie verpflichten. Das wird jedenfalls durchzusetzen sein.»

Doktor Condor unterbrach sich neuerdings. Erst meinte ich, er halte nur inne, um eine Zigarre anzuzünden. Aber ich merkte, er war mit einemmal nervös geworden. «Herr Leutnant, vielleicht habe ich Ihnen schon zu viel anvertraut — jedenfalls mehr, als ich ursprünglich wollte. Aber Sie mißverstehen mich hoffentlich nicht. Wenn ich Ihnen den Trick, mit dem Kekesfalva damals diese ganz ahnungslose Person überspielte, ehrlich mitteilte, geschah das keineswegs, um Sie gegen ihn einzunehmen. Der arme alte Mann, bei dem wir heute zu Nacht gegessen haben, herzkrank und verstört, wie wir ihn sahen, der Mann, der mir sein Kind anvertraut hat und der den letzten Heller seines Vermögens hingeben würde, um die Arme geheilt zu wissen, dieser Mann ist ja längst nicht mehr der Mensch jenes fragwürdigen Geschäfts, und ich wäre der letzte, ihn heute anzuklagen. Jene ungeheure Chance hat ihn geradezu überfallen, und er wäre eben nicht er gewesen, hätte er sie nicht in der gründlichsten Weise ausgenützt. Aber Sie werden ja sehen, daß sich das Blatt dann einigermaßen gewendet hat.

Ich will nicht zu weitschweifig werden und kürze lieber die Einzelheiten. Nur das will ich Ihnen verraten, daß diese Stunden die gespanntesten, die erregtesten seines Lebens waren.

(Fortsetzung folgt)